Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 26 (1932)
Heft: 19

Artikel: Wie einer seine Mutter suchte [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-927067

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Unterhaltung

Wie einer seine Mutter suchte.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch reiste er nach Cordova ab, kühn und lachend, voll froher Hoffnung. Aber das Wetter war dumpf und grau. Der Zug, fast leer, flog durch die ungeheure Ebene, die fast unbewohnt war. Marco befand sich allein in einem großen langen Wagen. Er blickte nach rechts, er blickte nach links und sah nichts als eine Einöde ohne Grenzen. Hie und da zeigten sich kleine unförmliche Bäume mit verkrüppelten Stämmen und Zweigen. Das Land war nur spärlich mit Pflanzen bewachsen; es sah aus wie ein endloser Friedhof. Marco schlummerte eine halbe Stunde und sah wieder hin; es war immer das gleiche Schauspiel. Die Stationen der Eisenbahn waren öde Hütten. Wenn der Zug anhielt, hörte man keinen Laut. Er kam sich allein vor im Eisenbahnzug, verloren und verlassen wie in einer Wüste.

Eine eisig kalte Nacht blies ihm in das Gesicht. Als er in Genua Ende April einschiffte, dachten die Seinigen nicht, daß er in Amerika Winter finden würde. Darum hatten sie ihn sommerlich gekleidet. Nach einigen Stunden litt er unter der Kälte und unter der Müdigkeit der vergangenen anstrengenden Reisetage. Er schlief ein, schlief lange. Er erwachte, von der Kälte starr und steif geworden und fühlte sich unwohl. Wieder ergriff ihn die Angst, krank zu werden auf der Reise und zu sterben. Dann würde er in diese trostlose Ebene geworfen und sein Leichnam von Hunden und Raubvögeln zerfleischt. Und wieder stiegen Zweifel in ihm auf: War es gewiß, in Cordova seine Mutter zu finden? Wenn sie nicht dort wäre? Oder wenn sie gestorben wäre?

Mit diesen Gedanken schlief Marco wieder ein, träumte er sei in Cordova und man rufe ihm aus allen Türen, aus allen Fenstern zu: Sie ist nicht da! Sie ist nicht da! Erschreckt wachte er auf und sprang in die Höhe. Da sah er hinten im Wagen drei bärtige Männer, in buntfarbige Tücher eingewickelt. Die betrachteten ihn und sprachen untereinander leise.

Da blitzte in ihm der Verdacht auf, es seien Mörder, die ihn töten wollten, um ihm den Sack zu stehlne. Zu der Kälte, zum Unwohlsein kam noch die Angst hizu. Jetzt kam einer der Männer auf ihn zu. Marco verlor fast die Besinnung vor Angst. Er lief ihm entgegen, indem er rief: Ich habe nichts. Ich bin ein armer Knabe. Ich komme aus Italien und gehe, meine Mutter zu suchen. Ich bin allein. Tut mir nichts zu leide.

Die Männer verstanden ihn und hatten Mitleid mit ihm. Sie suchten ihn zu beruhigen durch viele Worte. Allein Marco verstand sie nicht. Da sie sahen, daß er vor Kälte mit den Zähnen klapperte, legten sie ihm von ihren Tüchern um. Sie setzten ihn auf die Bank, damit er schliefe. Als es dunkelte, schlief er ein. Da sie ihn wieder weckten, war er in Cordova.

Ah, wie er aufatmete! Ungestüm sprang er aus dem Wagen. Er fragte einen Angestellten des Bahnhofes, wo Herr Ingenieur Mequinez wohne. Dieser nannte ihm den Namen einer Kirche. Der Knabe machte sich fort. Es war Nacht. Es waren wenig Leute in den Straßen; die Stadt war düster und still. Er fragte einen Priester, fand bald die Kirche und das Haus und zog mit zitternder Hand am Glockenzug. Sein Herz klopfte heftig vor banger Erwartung.

Eine Alte, mit einem Licht in der Hand, kam, um zu öffnen. Der Knabe konnte nicht sofort sprechen. Wen suchst du? fragte die Frau. Den Ingenieur Mequinez, sagte Marco. Die Alte kreuzte die Arme auf der Brust, schüttelte den Kopf und sagte: Auch du also willst zu dem Ingenieur Mequinez! Es wäre bald Zeit, daß dies aufhörte! Nun sind es drei Monate, daß sie uns hier belästigen. Es stand ja in allen Zeitungen geschrieben, daß Herr Mequinez in Tucuman wohnt. Man muß es wohl noch auf die Straßenecken drucken!

Der Knabe machte eine Bewegung der Verzweiflung. Dann rief er zornig aus: Es ist wie ein Fluch! Ich muß noch auf der Straße sterben, ohne meine Mutter zu finden. Ich werde verrückt! Tötet mich lieber. Mein Gott! Wie heißt jene Stadt? Wo ist sie! Wie weit ist's?

Nun, armer Junge, antwortete die Alte mitleidig, so gar weit ist es nicht! Es werden etwa vier oder fünfhundert Meilen sein, um wenig zu sagen. Der Knabe bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Dann sagte er schluchzend: Und jetzt ... was soll ich tun?

Was soll ich dir sagen, armer Kleiner, antwortete die Frau, ich weiß es auch nicht.

Plötzlich fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf und sie sagte eilig: Höre, es kommt mir

etwas in den Sinn. Ich weiß etwas. Geh dort hinüber rechts von der Straße; an der dritten Türe wirst du einen Hof finden. Dort ist ein Kaufmann, der morgen mit seinen Wagen und seinen Ochsen nach Tucuman abreist. Gehe und sieh, ob er dich nimmt. Wenn du ihm deine Dienste anbietest, so gibt er dir vielleicht einen Platz auf einem Wagen. Geh schnell!

Der Knabe ergriff den Sack, dankte im Forteilen und befand sich nach zwei Minuten in einem großen Hof. Dieser war von Laternen erleuchtet. Mehrere Männer waren beschäftigt, Fruchtsäcke auf große Wagen zu laden. Die Wagen waren auf sehr hohen Rädern und mit einem großen runden Dach bedeckt. Ein großer schnurrbärtiger Mann leitete die Arbeit. Er war in einen weiß und schwarz gewürfelten Mantel und in hohe Stiefel gekleidet. Der Knabe näherte sich ihm und brachte furchtsam seine Frage vor. Er fügte bei, daß er aus Italien komme und seine Mutter suche.

Der Meister betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen und antwortete trocken: Ich habe keinen Platz. Mit bittender Stimme antwortete der Knabe: Ich habe 15 Lire; ich gebe Ihnen meine 15 Lire. Während der Reise werde ich arbeiten. Ich werde Wasser schöpfen und das Vieh füttern. Ich will alle Dienste verrichten. Ein wenig Brot genügt mir. Bitte, geben Sie mir einen Platz, mein Herr!

Wieder betrachtete ihn der Meister und antwortete mit größerer Freundlichkeit: Es ist kein Platz ... und dann ... wir fahren nicht nach Tucuman, wir gehen in eine andere Stadt. Unterwegs müßten wir dich allein lassen, und du hättest noch ein großes Stück zu Fuß zu machen. Aber Marco ließ sich nicht abhalten, sondern rief: Ich werde allein gehen, ich werde ankommen. Geben Sie mir ein Plätzchen, Herr! Um Gotteswillen, lassen sie mich nicht allein hier! — Bedenke, es ist eine Reise von zwanzig Tagen. — Es tut nichts. — Es ist eine harte Reise. — Ich werde alles ertragen. — Du wirst allein reisen müssen. — Ich fürchte mich vor nichts. Wenn ich nur meine Mutter finde. Haben Sie Mitleid.

Der Meister hielt ihm die Laterne vors Gesicht und betrachtete ihn. Dann sagte er: Nun wohl! Der Knabe küßte ihm die Hand. Diese Nacht wirst du im Wagen schlafen, sagte der Meister, morgen früh um vier Uhr werde ich dich wecken. Gute Nacht! Dann verließ er den Knaben.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Belehrung

Auf den großen St. Bernhard.

Der große St. Bernhard ist heute in der Westschweiz ein besuchter Ausflugsort. Von Genf, von Lausanne und von Neuenburg aus macht man heute Autotouren hinauf zu dieser Paßhöhe, auf dieser Alpenstraße. Auch die Hoteliers veranstalten solche Autoreisen vom Hotel direkt hinauf. So konnten auch wir von Morgins aus eine solche Reise unternehmen. Vor 150 Jahren war eine Alpenwanderung noch ein Wagnis. Und als im Jahr 1800, vom 15. bis zum 21. Mai, Napoleon über den großen St. Bernhard zog mit seinen Soldaten, da war das ein Stück Weltgeschichte. Aber damals gab es noch keine Autostraßen und noch weniger Kraftwagen. Mühevoll auf Saumwegen und auf Maultieren mußten die Waren über den Berg geschleppt werden. Und der Wanderer mußte den weiten Weg von Martinach bis Aosta zu Fuß unternehmen. Das sind 80 Kilometer. Wie schmal die alte Bergstraße war, sieht man am besten da, wo der Weg durch die Dörfer geht. In all den Dörfern können nie zwei Auto nebeneinander vorbeifahren. So mußte zum Beispiel in Liddes ein Auto durch das ganze Dörflein rückwärts fahren, als wir vom Bernhard herkamen. Erst unterhalb und außerhalb des Dörfchens konnten die beiden Fuhrwerke ausweichen. Die eigentliche St. Bernhardstraße beginnt bei Martinach im Rhonetal. Wir aber mußten von Morgins aus zuerst hinunter nach Monthey. Dabei sahen wir den berühmten Findling von Monthey. Das ist ein Gletscherstein, so groß, daß man ein Gartenhäuschen darauf bauen könnte. Von Monthey führt eine schnurgerade Autostraße nach St. Maurice. Das ist die internationale Autostraße. St. Maurice liegt hinter der Talsperre. Da geht die Rhone durch eine tiefe Schlucht. Diese Talsperre ist befestigt, so wie der Gotthard befestigt ist. Hinter St. Maurice führt die Straße durch ein wüstes Trümmerfeld. Links und rechts von der Straße und vom Bahngeleise sieht man nur Felsen und Kies. Man meint, man sei mitten im Hochgebirge und nicht unten im fruchtbaren Rhonetal. Mitten durch diese Steinwüste geht ein kleines, unschuldiges Wässerlein. Das ist der